

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 96.

Sonntag, 23. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

[L. Fortsetzung.]

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmansegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Der Herr Graf ist halt besorgt um Sie“, warf Risi verteidigend ein.

„Ach was besorgt! Ich brauch' keine Fürsorge nicht, ich kann schon auf mich selber achtgeben mit 18 Jahren, mein ich! — Da geht's anders zu, wann ich mit dem Miklos losziehe! Das heiß ich reiten, das ist nachher ein Vergnügen, der macht keine „Faren“.“

Sie lachte über das ganze Gesicht in Erinnerung der tollen Streiche, die sie mit dem Jugendgespielen ausgeführt hatte.

„Na — ich werd' mich schon entschädigen für heute“, schloß sie mit einem scherzhaften Nib auf die wohlgepolsterten Hüften der kopfschüttelnden Risi.

Im Rausschritt durchmaß sie den langen Korridor, und trat dann ruhig und ganz und gar als wohlherzogene „Komtesse“ auf die Terrasse. Mit einem Handrücke verabschiedete sie sich von der Mutter, und mit förmlicher Steifheit sich an Bodrog wendend, frag sie, ob es ihm passe, aufzubrechen! — Hastig sprang er auf, denn er war zerstreut und nachdenklich sitzen geblieben.

„Aber, Komtesse, ich bitte Sie, ich habe doch keine Bestimmungen zu treffen! Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

Stella eilte voraus und hatte sich bereits vom Reitknecht aufs Pferd heben lassen.

„Verzeihung, ich bin wieder einmal zu spät gekommen“, entschuldigte sich der Graf.

„Ich lasse mich am liebsten von Jancsi in den Sattel heben, der macht das sehr gut“, antwortete sie kurz, ohne ihn anzusehen mit ihren Bügeln beschäftigt.

Bodrog ignorierte die kleine Ungezogenheit und ritt ruhig an ihre Seite. Ein scharfer Beobachter hätte aber bemerken können, daß ein kaum merkliches Rächeln seinen Mund umspielte. Es lag sehr viel Ausdruck in dem nicht eben kleinen, aber sehr energisch gezeichneten Mund und vorspringenden Kinn. Im ganzen ein ungemein interessanter Charakterkopf mit schönen Zügen. Der weiß, was er will, sagte man sich bei seinem Anblick! Er stand Mitte der Dreißig, machte aber einen Älteren Eindruck. Das lag teilweise daran, daß er, in jeder Bewegung ruhig und sicher, von seinen lebhaften Landsleuten eigenartig abstach.

„Wir wollen nach Risolud hinüber, die Sajo ist sehr niedrig man kann bequem durchreiten“, meinte Stella, „vielleicht begagnen wir Miklos, der treibt sich ja immer in der Gegend herum, und wenn er ankommt wird's gleich lustig, der ist bei allem dabei und hat immer famosse Ideen!“

Bodrog schwieg. Stella ärgerte sich darüber, und dachte nach, womit sie ihn wohl aus der sie ganz und gar aus dem Gleichgewicht bringenden Ruhe aufmitteln könnte.

„Sollen wir die ganze Zeit im Schritt bleiben?“ frag sie sich zersamontös gegen ihn neigend.

„Aber gar nicht, ganz wie Sie wollen, Komtesse. Ich warte ja nur darauf, daß Sie das Tempo angeben.“

„Na — also dann los!“

Im scharfen Trab ging es eine Weile. Es war noch sehr heiß, und Stellas Wangen färbten sich immer dunkler, sie wollte aber nicht nachgeben, und eingestehen, daß, momentan, Schrittreiten sehr viel angenehmer wäre. Sie war ganz und gar vom Widerspruchsteufel besessen.

„Wenn es Ihnen zu viel wird, bitte sagen Sie es mir, wir können ja dann wieder ein Ihnen bequemeres Tempo einschlagen!“

„Wegen mir ganz gewiß nicht! Ich finde es köstlich!“

„Aber Sie sehen erhitzt aus — wollen Sie ausruhen?“

„Ich? Ich denke gar nicht daran. Mir ist gar nicht heiß.“ Dabei fühlte sie, daß ihr Haar an der Stirn festklebte und ihr ganzes Gesicht wie ein Ballon aufquoll. Sie ärgerte sich wahnsinnig, biß die Lippen aufeinander und trabte weiter. Ich werde ihm schon noch warm machen, dachte sie, nur nicht nachgeben, und wenn mich der Schlag trifft! Dabei schielte sie nach ihm. „Unglaublich, man merkt ihm nichts an, nicht einmal rot wird er.“

Die Pferde griffen munter aus! In stummer Verbissenheit ritt Stella neben ihrem Begleiter.

„Da kommt Miklos“, unterbrach sie das Schwelgen, und zeigte mit der Reitgerte nach einem kleinen, dunklen Punkt. Zugleich ließ sie ihr Pferd in scharfen Galopp übergehen. Unbestimmt um Bodrog, raste sie ihrem jungen Freund entgegen. Bald war er erreicht und in atemloser Hast berichtete sie ihm ihren Verdruß.

„Ich will ihn gründlich ärgern, denken Sie sich rasch was aus. Der soll aus seiner pedantischen Ruhe gewüttelt werden und soll mich nicht weiter langweilen mit seiner Hofmeisterei. Ich kann ihn nicht ausstehen, allen Spaß verdirbt er einem. Da schauen Sie ihn an — wie er pomadig dahergezottelt kommt!“

„Aber, Stella, wie sehen Sie aus! Wie eine Wilde, und so außer Atem. Es trifft Sie ja noch der Schlag! Sie sind ja poderrot!“ Miklos lachte, lachte wie ein ungezogener Junge, seiner Freundin geradeaus ins Gesicht.

Zornbevend riß sie ihren kleinen Nappan herum und ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, sankte sie weiter. Miklos ritt langsam Bodrog entgegen.

„Schlechte Baune, fuchswild die kleine Komtesse, bin ganz und gar in Unnade“, redete er Miklos an, der enteilenden Stella nachblickend.

„Man muß sie sich auskoben lassen. Nachreiten würde sie nur reizen. Sie wird schon anhalten oder umsehen, wenn sie merkt, daß wir nicht nachhagen“, meinte Miklos. „Ich kenne diese Anfälle bei ihr, nicht beachten ist das beste Mittel dagegen.“

Sie glüdeten sich Zigaretten an und blieben ruhig plaudernd am Fleck stehen. Der Abend senkte sich langsam herab. Willig weltentrückt fühlte man sich in der großen Einsamkeit der weiten Fläche.

„Allmählich müssen wir nun doch wohl davon denken, unseren Ausreißer einzuholen, von selbst scheint sie nicht zurückkommen zu wollen! Vielleicht hat sie an der Garđa Halt gemacht“, meinte Graf Bodrog.

Sie lenkten ihre Pferde nach dem primitiven Wirtshaus, vor dem das Wahrzeichen der ungarischen Landschaft, der Biebrunnen, gegen den Himmel ragte. Bald hatten die scharfen Augen Etelka entdeckt. Sie hielt vor dem Brunnen und trank aus dem hauchigen Konfug, den ihr ein Mädchen in der malerischen Nationaltracht einvorhielt.

„Wenn das Ihre Mutter erfährt, daß Sie in dem erhitzen Zustand das ungesunde Wasser trinken, haben wir alle mitkommt nichts zu lachen“, redete sie Bodrog an. „Es ist wirklich unverantwortlich leichtsinnig von Ihnen, Montesse.“

„Ob es leichtsinnig ist oder nicht, das geht niemand was an, und Mama wird's nicht erfahren, es sei denn, daß sie wieder einmal — peben! — Miklos tut so was nie“, setzte sie hinzu, und drehte ihm den Rücken. Das kann er vorerst verdauen, dachte sie, aber er kriegt noch mehr. „Es ist furchtbar langweilig heute, Miklos kommen Sie, was sollen wir unternehmen? Wollen wir über was springen? Ich schlafe ja sonst am Fleck ein!“

„Unsinn!“ antwortete Miklos geärgert über ihren Ton. „Ihr Pferd ist abgehegt und zu dummen Streichen geh' ich mich nicht her.“

„Das Bübchen hat angst, muß schön brav folgen und artig sein. Da können Sie zufrieden sein, Graf, einen so gelehrigen Schüler gefunden zu haben“, höhnte sie, zornig ihr Pferd herumdrahend. „Ich kann auch allein! — Maniert mich der Schafslapf noch, weiter hat mir nichts gefehlt, jetzt sollt ihr aber was erleben“, fauchte sie für sich.

Prüfend spähte sie umher. Plötzlich blitzten ihre Augen auf. Sie drängelte ihr Pferd noch etwas zurück und ehe sich die Herren bewußt waren, was sie im Sinn hatte, flog sie mit kurzem Anlauf auf das mit einer Mauer umgebene Brunnenloch zu, und setzte darüber hinweg, sich geschickt seitwärts biegend, um den an der Stange in der Luft baumelnden Eimer nicht zu streifen.

Ein zorniger Ausruf entfloß Bodrogs Lippen.

„Montesse, ich bitte Sie sehr entschieden, diese Drabourstüchchen in meiner Gegenwart zu unterlassen! Ihre Mutter hat Sie mir anvertraut, und ich bin dafür verantwortlich, daß Sie keine gedankenlosen Streiche ausführen. Übrigens imponiert so was keinem Menschen. Es ist unvernünftig, zwecklos und kindisch, seiner schlechten Laune solche Ausbrüche zu gestatten.“

„So!“ fuhr sie ihn an, „ich danke bestens für die Belehrung und guten Ratsschlägel! Nächstens werde ich wohl nur mehr reiten dürfen, wenn Sie mich an der Longe haben?! Bis dahin muß ich aber die Zeit noch rasch ausnützen. Miklos, zeigen Sie, was Sie können! Oder dürfen Sie nicht? Haben Sie angst vor dem gestrengen Herrn da oder am Ende gar vor dem Hindernis?!“

Miklos war dunkelrot geworden. Ohne ein Wort zu entwidern, ritt er eine Strecke im Schritt zurück.

„Montesse!“ rief ihr Bodrog zu, „Sie wissen nicht, was Sie tun! Er reitet ein junges, rohes Tier und es gehört mehr als jugendlicher Leichtsinns dazu, solche Vorschläge zu machen!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Miklos schon im vollen Galopp an das Hindernis herangefahren kam. Ein Augenblick atemloser Spannung, dann ein wirres Durcheinander von Pferd und Reiter jenseits des Brunnens und — Totenstille.

Kast gleichzeitig waren sie vom Pferd gesprungen und warfen die Bügel dem herbeieilenden Reitknecht Hanosi zu. Done Etelka zu beachten, kniete Graf Bodrog neben der bewegungslosen Gestalt nieder und äßnete hastig Sandfragen und Wüste. Man brachte einen Eimer mit Wasser. Bodrog tauchte sein Taschentuch hinein und legte es auf Miklos' Stirn. (Fortsetzung folgt.)

Die Liebe ist wie die Sonne am Himmel nicht fortzubringen und nicht aus ihren Bahnen zu weisen. G. v. Derken.

Cervantes.

Zu seinem 300. Todestag (23. April) von Dr. Paul Landau.

Einen trauerumflorten Lorbeerkranz trägt der 23. April in der Geschichte der Weltbildung, denn an diesem Tage des Kalenders vor 300 Jahren haben zwei der größten Meister der Poesie von ihrem Leben und Werk Abschied genommen, durch die sie die Menschheit um unvergängliche Werte der Schönheit bereichert. Wer freilich genau rechnet, muß eingestehen, daß nur der Kalendertag der gleiche ist; in Wirklichkeit starb nur Cervantes an unserem heutigen 23. April, Shakespeare zehn Tage später, weil der englische Kalender damals noch nicht reformiert war. Und doch wird man in diesem geheimnisvollen Zusammenklang, zu dem sich die Lebensbahnen der beiden Großen wie in einer überirdischen Sphärenmusik an ihrem Ende vereinen, mehr sehen dürfen als einen bloßen Zufall. Über Länder und Meere grüßten sich im Sterben die Geister zweier Männer, von denen man sagen kann, daß sie tiefer ins Menschenherz geblickt haben als irgend ein anderer Mensch.

Cervantes ist für uns der Dichter eines Werkes; alles, was er sonst geschrieben, erscheint uns, so bedeutend es an und für sich ist und so hohes Interesse wir ihm um der Persönlichkeit des Dichters willen entgegenbringen, nur als Vor- und Nebenstudien, die notwendig waren, damit der eine große Wurf gelänge. Alles im Schaffen und Leben dieses Mannes drängt gleichsam hin zu diesem Gipfelpunkt seines Wirkens, spitzt sich zu dieser Krönung der Pyramide seines Daseins. „Wie wurden nicht Shakespeare und noch mehr Cervantes vom Leben durchwühlt und gepflügt und gesurrt“, sagt Jean Paul, „bevor in beiden der Blumenfame ihrer poetischen Flora durchbrach und aufwuchs!“ Wir sehen den von gelehrten Studien nicht befriedigten Jüngling ausziehen zu Ruhm und Abenteuern; aufs Feld der Ehren lockt ihn der Heldentum des Soldaten, und im Kampf gegen die Türken, am Tage von Lepanto, dem ruhmvollsten in der Geschichte christlicher Waffentaten, verliert er die linke Hand. Kaum geheilt, greift er von neuem zu den Waffen, zieht als einfacher Krieger mit nach Afrika und wird bei der Heimkehr von Seeräubern gefangen, die ihn nach Algier in die schmachvollste und grausamste Gefangenschaft bringen. Fünf Jahre lang hat er als Christensklave dem Tod täglich ins Auge geschaut, die entsetzlichsten Qualen erduldet und mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit keinen Augenblick die Hoffnung auf Rettung, den Mut zur Befreiung verloren. Als er endlich losgelassen wird, nimmt er wieder Kriegsdienste und steuert schließlich, längst hinaus über „die Mitte unseres Lebens“, sein leeres Schifflein in den Hafen einer bescheidenen Ehe, auf die sandigen Untiefen einer bürgerlichen Beschäftigung. Der Kämpfer von Lepanto, der abenteuernde Held, verliert sich in den dunkeln Mächenschaften verschiedenartigster Geschäfte; ist hier als Agent tätig und dort als Steuer-eintreiber und macht sogar mit dem Gefängnis Bekanntschaft. Als einen „Sohn des Kerfers“ hat er selbst den Don Quichotte bezeichnet, als das dürre und welcke Geschöpf jenes Aufenhalts, „wo jede Unbequemlichkeit zu Hause ist und alles traurige Geräusch seine Wohnung hat.“ Und obwohl ihn sein Don Quichotte mit einem Schlag zum berühmten Mann machte, ist er doch gestorben, wie er gelebt: Ekelmann und arm, — so nannte ihn einer seiner Freunde auf die Frage eines französischen Kavaliere, der wissen wollte, was für eine Stellung der größte Sohn Spaniens gehabt habe. . .

Das reine Spiegelbild dieses Lebens ist sein Dichten. Nur einer, der hinabgestiegen in die Tiefen des Glends, in alle Irrgänge der Leidenschaft und hinaufgekommen zu den steilen Höhen des Ideals, konnte den Don Quichotte schreiben, dies „Buch der Weltweisheit und der Lebensnartheit“. Der junge Abenteurer und Soldat wird mit heißer Inbrunst in der phantastisch-romantischen Welt der Ritterbücher gelebt haben, die er später durch seinen Spott vernichtet; nur einer, der selbst lange Zeit in diesem Labyrinth mittelalterlicher Fabelwesen gewandelt, konnte von dieser Literatur eine so ge-

naue Kenntnis haben, wie sie der „Don Quichotte“ auf jeder Seite verrät. Und so ward ihm dies Jagen nach einem dahingeschwundenen Ideal, dem er selbst in seinen Wanderjahren so lange verfallen, zum Symbol aller Phantastik, von der ihn die harte Lebensschule geheilt, und die er nun schonungslos bis hart an die Grenze des Wahnsinns verfolgte. Der in seinen Mutationen enttäuschte und von den Mühsalen der Ritterschaft gebrochene Ritter will am Ende ein Schäfer werden; neben der mittelalterlichen Mode steht die in Naturschwärmerei versunkene Mode der Renaissance. Auch durch diese schäferlichen Träumereien ist Cervantes hindurchgegangen, wie das Kind seiner Viebesjahre, der Hirtenroman „Galatea“, beweist. Von diesen trüben Gaukeleien der Phantasie dringt er empor zu festeren Formen der Weltanschauung. Der Spanier verherrlicht sein Vaterland in jenem von der deutschen Romantik so verehrten Drama „Numancia“, in dem der Heldenkampf der Numantiner gegen die römischen Belagerer ergreifend dargestellt ist. Das Pathos heroischen Opfermutes, die Macht der Sprache, der Wohlklang der Verse offenbaren den echten Dichter, aber auch sie können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Cervantes kein Dramatiker war. Dies beweisen ebenso seine Schauspiele wie die ergötzlichen „Joviscomspiele“, in denen die Schärfe seiner Beobachtung, die schlagende Kraft seiner Charakteristik, die blühende Lebendigkeit seines Humors bei der Darstellung des spanischen Volkslebens über den Mangel an Handlung triumphieren. Hier ist bereits jene einzigartige Kraft des Realismus erreicht, die den Don Quichotte und die „Pastoralelven“ auszeichnet, jene Abschilderung der Natur bis in ihre feinsten Einzelheiten, die wieder zur Natur wird und die nur mit der ähnlichen Größe des Schauens in den Werken der spanischen Maler, des Velasquez und Murillo, verglichen werden kann. Mit der Dichtung seiner Zeit und mit seinem eigenen Dichten steht sich der reife Meister in dem satirischen Gedicht „Die Reise zum Parnass“ auseinander, das ihn auf einer seine Zeit weit überragenden Höhe der Kritik und der Erkenntnis dichterischer Schaffensgesetze zeigt. Wer den überlegenen Künstler in Cervantes nicht aus der genialen Technik seines Meisterwerkes fühlt, der kann ihn aus diesen Betrachtungen lernen. Und wenn nicht aus dem „Don Quichotte“ die starke Glaubenskraft, die wundervolle Seelengröße und die edelste Abgeschlossenheit dieser Natur bewußt wird, der findet sie deutlicher zum Ausdruck gebracht in seinem letzten Werk, seinem Veleznisbuch, dem Roman „Die Leiden des Persiles und der Sigismunda“, der in Stoff und Darstellung dem phantastischen Zeitgeschmack mehr Zugeständnisse macht, aber in tausend Einzelheiten eine persönlichere Färbung besitzt als die objektive, für die Ewigkeit mit ruhiger Gegenständlichkeit gezeichnete Gestalt des sinnreichen Ritters. Ein ergreifender Zug schweremütigen Wissens um alle Tücken des Schicksals und eine unverwundlich heitere Entschlossenheit, sie durch die Kleinheit des Herzens zu überwinden, durchweicht diesen Schwermut des Dichters, der im Wortwort in höchster Selbstbesinnung und Klarheit von seinem Leben und Schaffen Abschied nimmt.

Alles Beste und Höchste seines Geistes aber hat Cervantes in seinem Hauptwerk vereinigt, in dem „schönsten Roman der Weltliteratur“. Alle großen Geister der folgenden Jahrhunderte haben mit dem „Don Quichotte“ gelebt und in ihm sich gespiegelt, sind durch ihn befruchtet worden. Welten und Zeiten haben sich in ihm erkannt, und das Ewige, Typische dieses Werkes ist immer reiner hervorgetreten. Die Historiker haben ihn erklärt als den Kampf des untergehenden Mittelaltums mit dem bürgerlichen Geiste der Neuzeit, haben in ihm die Auseinandersetzung gesehen zwischen dem maßlosen, in überstiegenen Hirngepinkten verirrten Mittelalter und der fest dem Boden der Wirklichkeit wurzelnden Renaissance. Die Philosophen haben aus Don Quichotte den Vertreter des Idealismus gemacht, der stets antennt gegen die Windmühlensflügel seines übermenschlich hohen Strebens und dem in Sancho der Realist zur Seite gestellt ist, der die Wirklichkeit seines Gedankenfluges durch die irdenhafte Weichheit seines Wipes ins Lächerliche zieht. Aber Don Quichotte ist weder ein bloßer Narr, noch ist sein dicker Stallmeister ein platter Spießbürger. Jeder hat sie beide gepriesen als Helden im Lebenskampf, die ausziehen zu einem heiligen Ringen mit den Mächten des Daseins.

Man erzählt, daß König Philipp III. von seinem Fenster aus einen Menschen sah, der, in ein Buch vertieft, plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrach, und daß er sagte: „Ent-

weder ist der Mensch verrückt, oder er liest den Don Quichotte“. In dem bewundernswerten exakten Bild des Spaniens vor 300 Jahren offenbart sich das wahrste Bild der Menschheit, Wilhelm von Humboldt hat gesagt, daß man aus dem Don Quichotte am besten spanische Zustände und spanische Geschichte lernen könne. Die Helden dieses Romans sind nach einem Wort Schellings „mythologische Figuren“, Archtypen der Menschheit, wie sie stets und immer wieder erscheinen. Jeder kann sich in Don Quichotte wiederfinden. In ihrem letzten Werk, dem „zeitlosen Tagebuch“, erzählt Marie von Ebner-Eschenbach von der Großmutter eines Freundes, die so mit dem Don Quichotte gelebt hat und gestorben ist. Noch in ihrer letzten Krankheit mußte man ihr täglich ein paar Seiten aus der Geschichte ihres letzten alten Freundes vorlesen. Der Tod nahte heran. Sie sah ihm unendlich ergeben entgegen, empfing mit tiefer Andacht die Tröstungen der Kirche, nahm zärtlichen Abschied von ihren treuen Kindern und sagte dann: „Jetzt aber lebst mir noch etwas aus meinem Don Quichotte!“

22 = Bunte Welt. = 22

Berliner Shakespeare-Fest vor 100 Jahren. Auch vor 100 Jahren hat man in Berlin den 23. April, Shakespeares 200jährigen Todestag, festlich begangen, als ob der Dichter einer der unsrigen wäre. Die Berliner Generalintendantur der königlichen Schauspiele hatte damals gerade den Schauspieler Pius Alexander Wolff, nach Goethes Worten dessen einzigen eigentlichen Schüler, engagiert und richtete es so ein, daß dieses neugewonnene Mitglied an jenem Tage zuerst, und zwar als Hamlet, auftrat. Wie aus der „Vossischen Zeitung“ vom 26. April 1816 zu ersehen ist, wurde zum Eingang ein Prolog gesprochen und zwar „ganz in dem Geiste, der ihn gedichtet hatte, und worin vorzüglich die Stelle willkommen war, daß wie England selbst so auch Englands Riese Shakespeare ursprünglich deutscher Abstammung und folglich er und seine Schätze als deutsches Eigentum anzusehen und zu genießen sei.“ Ob diese Feier unserm heutigen Geschmack entsprochen haben würde, ist allerdings zweifelhaft. Der Reichertstatter lobte zwar den Hamlet des Herrn Wolff und rühmte dem Polonius-Darsteller nach, er erinnere an Jffland, der die Rolle geschaffen habe und von dem selbst Engländer beteuerten, in ihrem Vaterlande werde seine Leistung nicht erreicht. Doch rügte er an den andern Schauspielern, daß sie sich sinnlose Verrenkungen der Verse erlaubten. Auch vermehrte er „am Schlusse, da man im Hintergrunde auf Wolken getragen Shakespeare, die goldene Leiter in der Hand und von Melpomene und Thalia mit dem Sternenz Kranz gekrönt“ sehen konnte, die Klänge der Harmonika, die „eine würdige Begleitung des überraschenden Anblicks gewesen wären.“ Auf unser modernes Publikum würde eine derartige Darbietung weniger reizvoll als erheitend wirken, in damaliger Zeit wird sie ihren Zweck sicher nicht verfehlt haben.

Russische Osterfeiern. Das Osterfest ist im Bereich der russisch-griechischen Kirche mit einer großen Anzahl verschiedener anderer Sitten verbunden. Es ist ein allgemeiner Brauch, daß am Oftertage alle Leute miteinander mit dem Gruß „Christ ist erstanden!“ umarmen, und auch der Zar war bisher dieser Sitte stets getreu. Wenn der Kaiser aller Neuen die Mitglieder seiner Familie und die ersten Großwürdenträger seines Hofes feierlich umarmt, bilden hierbei Truppen in Galauniform Spalier, und nach dem Zavenkuf umarmen auch die Soldaten sich untereinander. Wie bei uns zu Weihnachten, so ist in Rußland zu Ostern das gegenseitige Beschenken üblich. Auch Festmähler und Gastlichkeiten gibt es in großer Menge. Die russischen Osterkuchen, „Paska“ genannt, bestehen aus Mehl, Rosinen, Butter und Eiern. Mancherlei Legenden sind mit dem Baden des Osterkuchens verknüpft. So heißt es, daß man die Türe des Zimmers, in dem die Kuchen zubereitet werden, während des Badens nicht öffnen darf. Die Osterkerze ist weiß rot gefärbt und tragen die Russen „Christus voskres!“ (Christ ist erstanden). Im Mittelpunkt der Osterzeremonien aber steht das Festmahl, dessen Gerichte vorher in der Kirche gesegnet werden. Die Tafel ist häufig durch ein Lamm aus Butter, in das eine kleine Kanne gesteckt wird, geschmückt. Das Mahl selbst muß stehend eingenommen werden. Vor Beginn der Mahlzeit überreicht der Haushalter jedem der Teilnehmer eine Schmitte eines hartgekochten Fies, das die Auferstehung des Leibes symbolisiert.

Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

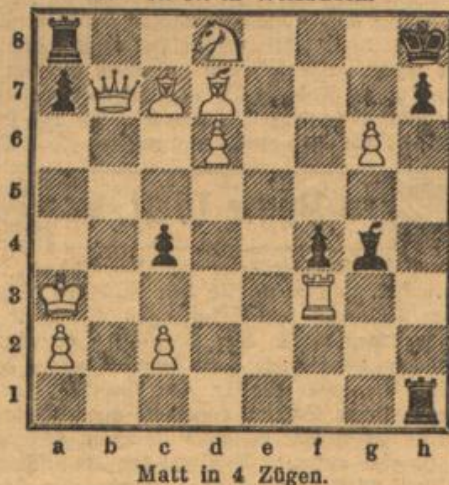
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 23. April 1916.

Aufgaben.

446. N. N. in Wiesbaden.



Matt in 4 Zügen.

Nr. 447. G. Dobbs („Voss. Ztg.“).

Weiß: Kf1, Dc2, Td3, f5, Lc6, Sd4, Be7, g6. (8 Stück.)
Schwarz: Kd6, Tf8, g7, La8, f6, Sa6, h7, Bc7, e6, g5. (10 Stück.) Matt in 2 Zügen.

Partie 163.

Aus der Schlußstaffel des Neuyorker Rice-Gedenktourniers, Februar 1916. Damenbauernspiel.

Janowsky	Capablanca	24. Kf2-e3	Tc8-a8
1. d2-d4	Sg8-f4	25. Ta1-b1	h7-h6
2. Sg1-f3	d7-d5	26. Sd2-f3	g7-g5
3. c2-c4	c7-c6	27. Sf3-e1	Ta8-g8
4. Sb1-c3	Le8-f5	28. Ke3-f3	g5xf4
5. Dd1-b3	Dd8-b6	29. g3xf4	Ta4-a8
6. Db3xb6	a7xb6	30. Se1-g2 ¹⁾	Tg8-g4
7. c4xd5	Sf6xd5	31. Tc1-g1	Ta8-g8
8. Sc3xd5	c6xd5	32. Lc3-e1	b5-b5! ⁴⁾
9. e2-e3	Sb8-c6	33. a3xb4	Ld7-a4
10. Lc1-d2	Lf5-d7	34. Tb1-a1	La4-c2
11. Lf1-e2 ¹⁾	e7-e6	35. Le1-g3	Lc2-e4†
12. 0-0	Lf8-d6	36. Kf3-f2	h6-h5
13. Tf1-c1	Ke8-e7	37. Ta1-a7	Le4xg2
14. Ld2-c3	Th8-c8	38. Tg1xg2	h5-h4
15. a2-a3	Sc6-a5	39. Lg3xh4	Tg4xg2†
16. Sf3-d2 ²⁾	f7-f5	40. Kf2-f3	Tg2xh2
17. g2-g3	b6-b5	41. Lh4xe7	Th2-h3†
18. f2-f3	Sa5-c4	42. Kf3-f2	Th3-b3
19. Le2xc4	b5xc4	43. Le7-g5†	Kf7-g6
20. e3-e4	Ke7-f7	44. Ta7-e7	Tb3xe2†
21. c4-e5	Ld6-e7	45. Kf2-f3	Tg8-a8
22. f3-f4	b7-b5	46. Te7-e6†	Kg6-h7
23. Kgl-f2	Ta8-a4		

Aufgegeben.

¹⁾ Die Rochade hat keinen rechten Zweck mehr. Weiß sollte den L nach d3 ziehen und Ke1-e2 folgen lassen. — ²⁾ Weiß sollte jetzt oder in den beiden nächsten Zügen Sa5 beseitigen. — ³⁾ Der Springer sollte nach c2 gehen. Auf Tg8-g4 konnte dann h2-h3 nebst Tc1-h1 bzw. Tc1-g1 geschehen. — ⁴⁾ Ein sehr feines Bauernopfer, das dem Damenläufer ermöglicht, entscheidend mitzuwirken.

Auflösungen.

Nr. 441 (4 Züge). 1. Sc7, g4 2. Se6+, Kf5 3. Kg3, g5 4. Sf4#, auch Sf3#. —
Nr. 442 (4 Züge). 1. Sd6, g4 2. Sf7, g3+ 3. Ke2, g4 4. Le5#. — Nebenlösung: 1. Sc7, g4 2. Sd5+, Kg5 3. Lc1+, Kh5 4. Sf6#. —
Nr. 443 (2 Züge). 1. Tf6.

Richtige Lösungen sandten zu allen Aufgaben eine F. S. (auch die Nebenlösung zu 442), F. C., Dr. M., K. St. und Wdw. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda; zu 441 und 442 auch Rudolf Belz in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Abstrichrätsel.

Vater — Schärpe — Falter — Unke — Tiger — Sehne — Brot — Lotos — Karl — Wiege.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle abzustreichen. Die übrigen müssen in sinngemäßem Zusammenhang gelesen eine kriegerische Maßnahme bezeichnen, die unsere Feinde — besonders die Engländer — sehr in Schrecken setzt.

Festrätsel.

Die tapfern Heere im Rätselwort
Unter Hindenburgs Führung jagten fort
Die Russen aus Deutschlands Gauen.
Und drangen weit vor nach dem Rätselwort,
Ihre herrliche Taten werden uns dort
Den stärksten Schutzwall bauen.
Ein Zeichen ins Wort an der richtigen Stell':
Wie glänzt die Welt so festlich hell!
Sie wollten uns schlagen in Banden.
Die aber sprengten wir heldenhaft
Und stolzer als je ist deutsche Kraft
Und deutscher Geist erstanden.

Magisches Zahlenquadrat.

28			20
	29		25
		80	
	85		81
40			32

In die leeren Felder des Quadrates sind Zahlen derart einzusetzen, daß die Summe jeder wagerechten und senkrechten Reihe 150 ergibt.

Scherzrätsel.

(Aus einem Schützengraben vor Ypern.)
Mit i ist stark und mächtig
Und wird zum Siege dringen,
Mit o oft bunt und prächtig,
Kann Schutz und Behagen bringen.
Mit e kanns niederträchtig
Die größten Bissen verschlingen.

Füllrätsel.

La S e Geographische Bezeichnung. Pe T E R Vorname. F e t d Empfindung. A — p — — r Pflanze. Bi L b Kunstwerk.

Werden die Striche durch passende Buchstaben ersetzt, benennen diese im sinngemäßen Zusammenhang etwas Zeitgemäßes.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 181.

Bilderrätsel: Im Tod ist Leben. — Rätsel: England. — Diamanträtsel: Robe, Besen, Senta, Tafel, Rosen, Felsen.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Merkwürdige Steine und Quellen in Nassau.

Von J. Brumm.

Das Nassauerland ist steinreich. Während im Taunus schiefrige Gesteine und Gneist vorherrschen, finden wir im Gebiete der Lahn den weißgrauen Kalkstein, an der Dill das schwere Eisenerz und auf dem Westerwald den harten Basalt. Aber an all diese Gesteine denken wir nicht, wenn wir von merkwürdigen Steinen reden wollen: da haben wir einzelne Steine im Auge, die sich durch besondere Größe, eigenartige Gestalt oder eine eigentümliche Lage auszeichnen. Sie sollen hier einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Gleichzeitig wollen wir aber auch der merkwürdigen Quellen gedenken, die unser Ländchen aufzuweisen hat.

Auf dem weitgestreckten Gipfel des Großen Feldbergs liegt auf der Ostseite nach Homburg hin ein mächtiger Stein, fälschlich der Brunhildenstein geheißen. In Wirklichkeit handelt es sich hier um das „Brunhildisbett“ (lectulus Brunehildae), wie von alters her in den Urkunden über den Feldberg zu lesen steht. Man hat die australische Königin Brunhilde, die Tochter des Westgoten-Königs Athanagild und die Gattin des Königs Siegbert, die nach einem wechselvollen Leben im hohen Alter von achtzig Jahren wegen vieler Mordtaten, nach mehrtägiger Folter, an den Schweiß eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift wurde, mit dem merkwürdigen Stein in Verbindung gebracht. Aber in neuester Zeit ist man in der Gelehrtenwelt darüber einig, daß die männermordende Brunhilde hier oben auf dem Feldberg kein Bett gehabt hat. Die Bedeutung des Namens Brunhildenbett ergibt sich nicht aus einem historischen Ereignis, sondern er ist mythischen Ursprungs. Brunhilde ist weiter nichts als eine schlafende Naturgöttin der Germanen; es ist die in der Waberlohe des winterlichen Nordlichts schlummernde Børnhilda. Mit dem Eintritt des Frühlings erwachte sie. Unsere Ahnen zogen dann mit Kind und Kegel auf die heilige Höhe zum Brunhildenbett und brachten Kerzen und Blumen, Wachs und Honig als Opfergaben dar. Zur Stärkung und Genesung von winterlichen Schwachheiten und Leiden tranken sie aus der „Brunhildisquelle“, die etwas tiefer, mehr nach Norden zu, gelegen ist. Ein frühlicher Reigen der Frauen folgte an der Quelle, Kampfspiele und Tänze der Männer, bis die naheende Nacht zur frühlichen Heimkehr zwang.

Der „Brunhildenstein“, den man irtümlicherweise immer und immer wieder vom Feldberg meldet, befindet sich auf der Hohen Kanzel, also weiter im westlichen Taunus.

Nicht weit von der Hohen Kanzel, die sich von Niedernhausen aus leicht erreichen läßt, befindet sich ein alt-ehrwürdiges, großartiges Denkmal der Natur, eine riesige Felsenmauer, der „Graue Stein“ genannt. In seiner Nähe zog ehemals die Grenze hin von Nassau-Idstein einerseits und Kurmainz andererseits. Der Grenzstein steht noch. Er weist auf der einen Seite den nassauischen Löwen und auf der andern das Mainzer Rad auf. Nicht

weit von dem Wege, der von Niedernhausen nach Brenthal führt, steht ein dreiseitiger Grenzstein, der „Dreiherrnstein“ geheißen, weil hier vor Zeiten die Gebiete des Grafen von Nassau-Idstein, des Kurfürsten von Mainz und des Landgrafen von Hessen zusammenstießen. Fast jedes Jahr kamen hier Beamte der drei Kurfürsten zusammen, um strittige Grenzfragen zu besprechen oder Jagdangelegenheiten zu beraten. Sie saßen dabei auf ihren Jagdstühlen und zwar so, daß jeder seinen Stuhl auf dem Grund und Boden seines Herrn stehen hatte.

Am Nordabhange des Staufens, von Eppstein aus leicht erreichbar, erhebt sich ein riesiger Felsblock, der „Mannstein“, an den sich eine liebliche Sage schließt. Auf dem Staufen lebte einst ein Riese, der in ein Fräulein von Falkenstein, dessen Zimmer vom Staufen aus sichtbar war, verliebt war. Der Bergriebe hielt bei dem Vater des Mädchens vergebens um dessen Hand an. Als der Riese nun eines Tages hörte, das schöne Edelfräulein sei anderweitig verlobt, lauerte er der Dame auf und entführte sie auf den Staufen, wo er sie verbarg. Der Verlobte des Edelfräuleins fand jedoch alsbald die Spur seiner Geliebten, und da der Riese das Fräulein nicht gütwillig hergab, ließ sich der Ritter „Rammhold“ mit ihm in einen Kampf ein, der anfangs zugunsten des Ritters verlief, da ihm ein Engel Beistand leistete. In seiner höchsten Bedrängnis nahm der Riese seine Zauberkrast zu Hilfe und verwandelte durch einen Wortspruch den jungen Mann in einen Stein, den Mannstein, der heute noch in seiner düsteren Gestalt in den Staufenwalb blickt.

Der 516 Meter hohe Gipfel des Kessert ist mit einem wahren Steinmeer bedeckt. Gewaltige Felsblöcke liegen kreuz und quer durcheinander, und nicht mit Unrecht hat der Volksmund diese Wüstenei von Steinblöcken die „Teufelskanzel“ genannt, scheint's doch, als habe da der Teufel seinen Sad ausgeleert.

Im Ante Montabaur erhebt sich der Malberg als eine kegelförmige Kuppe, deren Abhänge nach Süden und Westen steil sind, während sie sich nach Norden allmählich abdachen. Der Gipfel des Berges trägt kolossale, zerklüftete und bunt durcheinander gewürfelte Basaltfelsen, die an der Westseite stark hervortreten und erst ins Land schauen. In der Nähe des Malbergs ist der Heiligenborn, und nicht weit davon das „Wildweiberhäuschen“, das von einem gewaltigen, aufrechtstehenden Felsen gebildet ist, der eine fast fußbreite Spalte aufweist. Hier wohnten vor Zeiten die wilden Weiberchen, die zu Auf und Frommen, manchmal aber auch zum Schaden der Menschen ins Land zogen. Gutgesinnt waren sie den Witmännern in Leuterod, denen sie während der Nacht alle Arbeiten verrichteten. Stand der Witwer morgens auf, so war der Herd geschauert, die Butter gestochen, der Käse gemacht, der Strumpf gestrickt und alles mögliche besorgt. Weniger gut waren die Weiberchen den Einwohnern

in Moschheim. Waren die Sonntags ausgegangen, so erschienen sie im Orte und stahlen in den Häusern alles, was nicht wand-, band-, niet- und nagelfest war: Eier, Butter, Käse, Milch, Mehl und Bratwurst.

Zwischen Gusterhain und Histerberg erhebt sich ein 10 Meter hoher Dolerit-Felsen, der „Bardenstein“ geheissen. Seine kreisrunde Gipfelfläche ist ringsum von Felsen gleich einer schützenden Mauer umgeben. Die Barden waren Säger und Priester der Kelten, und man geht wohl nicht fehl, wenn man in dem Bardenstein eine Kultusstätte der Kelten erblickt.

Wenn wir von Westerburg in östlicher Richtung den steilen Weg hinan auf den oberen Westerwald wandern, so gewahrt unser Auge links die Ruinen der ehemaligen Liebsfrauenkirche, die ehemals ein Wallfahrtsort war. Bei nahe auf dem Plateau angelangt, sieht man die Ruinen des längst verschwundenen „Schweizerhofs“. Nachdem wir den Wald durchschritten haben, bietet sich dem Auge ein prächtiges Landschaftsbild. Links überzieht man die Gegend bis zum Dorfe Hohn, im Tale unten den „Pottumer See“, an den „Scharenberg“ grenzt, nach dem im 30-jährigen Kriege zerstörten Dorfe Schurenberg so benannt. In der Nähe findet sich die „Stuhlände“, unter der sich vorzeiten die Bäter zum Gericht sammelten. Östlich davon blühten die „Seder Weiher“ mit ihren spiegelglatten Flächen; auch die Mauern des ehemaligen adeligen Nonnenklosters „Seligenstadt“ gewahrt unser Auge. Gelangt man in die Gegend des zu dem Kloster Seligenstadt gehörigen, jetzt zerfallenen Hofes „Stauernfeld“, so finden wir in der Gemarkung Heilenhain den „Seidenstein“. Er liegt hoch und bildet eine turmartige, zerklüftete Gesteinsmasse, von der man allerlei Abenteuerliches erzählt. Nach einigen soll es ein altes „verwünschtes Schloß“ sein, in dem eine weiße Jungfrau der Erlösung harret. Ein Mann von Pottum, namens Heinrich Doll, soll einmal in die Nähe der Felsgruppe gekommen sein, als die Berggeister, die am Seidenstein haufen, gerade ihre Schätze offen liegen hatten. Staunend blickte er stehen, um den Glanz und die Pracht zu bewundern, da rief ihm ein Jünger zu: „Henri Doll, pack die Taschen und die Hände voll.“ Eilend lief Doll nach Hause, um einen Sack zu holen. Als er jedoch wieder kam, waren alle Herrlichkeiten verschwunden.

Und nun von den merkwürdigen Steinen zu den merkwürdigen Quellen in Nassau.

Nordwestlich von Kleinschalbach im Taunus rauschte ehemals ein mächtiger Eichenwald. Unter seinem Bestande zeichnete sich ein riesiger Baum aus, der manchen Stürmen im Laufe der Jahrhunderte getrotzt und manches Geschlecht in seinem Schatten geschaut hatte. Am Fuße dieser Eiche entspringt eine Quelle, frisch und klar, das „Pfingstbörnchen“ genannt, weil sich alljährlich die Bewohner Kleinschalbachs am Pfingsttage zur Feier eines Kinderfestes versammelten. Vor dem Schulhause des Ortes, das im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Unterpforte lag, stellte sich der Festzug auf. Die Knaben trugen mächtige „Kringen“, die Mädchen kleine Töpfe; ihnen folgten die Erwachsenen. Unter Vorantritt einiger „Pfeifer“ giengs auf den Festplatz. Hier zog man mehrmals um die alte, ehrwürdige Eiche und blieb dann in einem Kreise stehen. Zwei Paare der ältesten Schulkinder tanzten nach dem Takte der Musik einen Reigen, die übrigen folgten und allgemeine Heiterkeit begann. Die Knaben boten ihre Kuchenringe den Mädchen zum Ziehen an und triumphierten, wenn sie die bessere Hälfte an sich reißen konnten. Fröhlich eilten sie damit zur Quelle, wo sie einen frischen Trunk schöpften, den sie den Knaben als Gegenlake boten. Die Alten saßen an den Tischen und ergötzen sich an dem fröhlichen Treiben der Jugend, und nahmen gern auch einen von Kind oder Entel gebotenen Pfingsttrunk entgegen. Gegen Abend fand das muntere Treiben am Pfingstbörnchen sein Ende, und im geordneten Zuge giengs wieder ins Dorf zurück. Später fiel der Kleinschalbacher Eichwald fortschreitender Kultur zum Opfer, so daß man sich einen anderen Ort zur Pfingstfeier aussuchen mußte; aber das jetzt an die Stelle des ehemaligen Waldes getretene Feld hat den Namen „Pfingstwald“ bis auf den heutigen Tag bewahrt. — Die hier angeordnete Art der Pfingstfeier scheint ihren Ursprung in grauer Vorzeit zu haben, und es ist sicher anzunehmen, daß es sich dabei um eine Feier aus altgermanischer Zeit handelt. Die Namen „Pfingstweide“, „Pfingstwiese“ neben „Pfingstwald“ und

„Pfingstbrunnen“, die wir als Flurnamen noch in der Gegenwart häufig finden, lassen darauf schließen, daß die Pfingstfeier der Kleinschalbacher früher allgemein verbreitet war.

Ein „Wunderborn“ findet sich in dem berühmten Lorschbacher Tal, von dem es in einer alten Urkunde heist: „Zu Ausgang des Februaris 1288 errigete sich an einem nahe bei Eppstein gelegenen Berge eine Erschütterung, davon der Berg geborsten und ein Teil stehen blieb, der andere aber ein ziemlich Stüd Weges fortgerückt ist, und ist an der Stelle, wo der Berg gewesen, eine Quelle gefunden worden, die bei allerhand Gebrechen des Leibes gute „Wirkung“ getan hat.“ — Die Quelle findet sich am Fuße des Waltersfelsens in der Nähe der Lorschbacher Mühle. In früheren Zeiten, in denen das Volk in elementaren Naturereignissen gleich Wundererscheinungen erblickte, ist die Quelle vom Landvolke in der heiligen Zeit von Ostern bis Pfingsten viel besucht worden, um an ihr Heilung und Genesung zu finden. Ein trantes Mädchen aus Bodenhausen, das sich am Wunderbörnchen auch gesund trinken wollte, ist nach dessen Genuß alsbald gestorben. So mag gekommen sein, daß nach und nach der Ruf der Quelle litt, und der Ruhm des Börnchens zum Ruf einer gemeinen Quelle herabsank.

Sehr alt ist die „Bonifatiusquelle“ zwischen Weiskirchen und Kahlbach. Sie fand sich an einem Wiesrain an der Stelle, wo die Leiche des heiligen Bonifatius stand, als dieselbe vor mehr als 1100 Jahren von Mainz nach Fulda übergeführt wurde. Als man den Sarg von der Stelle hob, sprudelte die Quelle als eine Träne der Erde hervor als Zeichen der Trauer um den geliebten, frommen Sohn.

Wie A. Gebauer im „Landboten“ schreibt, findet sich in einem Wiesengrunde bei Nieselbach das „Gegenbörnchen“, dessen Wasser allen denen, die es genießen, Grind und Ausschlag bringt, während das zwischen Nieselbach und Camberg sprudelnde „Hippbörnchen“ allen Heilung und Genesung bringt, die sich seiner bedienen.

Von einem merkwürdigen Börnchen weiß auch der frühere nassauische Lehrer F. Seibert zu berichten, nämlich von dem „Memmenbörnchen“ bei Lipporn. Es steigt aus einer Waldwiese bei genanntem Orte an den Tag, und soll von Zeit zu Zeit wunderhöne Wasserjungfern in seinem Spiegel zeigen, namentlich dann, wenn die bloß-armeligen Bauernmädchen aus Lipporn sich darüber strecken, um zu trinken. Man sieht dann nicht nur Nixen mit roten Wangen, sondern auch mit dicken Armen und runden „Memmerchen“; daher der sonderbare Name der Quelle.

An der Nordseite des Malbergs im Montabaurer Land entspringt an einem überhängenden Felsen der „Heiligenborn“, eine merkwürdige Quelle, die stets im Monat August ohne Wasser ist. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts zogen die Bewohner der Drikschaften Moschheim, Leuterod, Egingen und Niederahr an den Brunnen, um ihr Maiest zu feiern. Nachdem die Mädchen, die im Zuge vorangingen, an dem beim Heiligenborn aufgestellten Muttergottesbilde ihr Gebet verrichtet hatten, giengs unter die hundertjährigen Eichen bei Leuterod. Unter Spiel und Tanz, bei Trunk und Kampf verstrichen die Stunden nur allzu schnell. Doben aber am Heiligenborn knieten die alten Weiber der trierschen Dorfschaften, die eine ein kleines Kind auf dem Arme, die andere eins an der Hand. Sie beten und gedenken der vorigen Zeiten. Doch die Nacht bricht herein und mahnt zur Heimkehr, zu der man sich auch unter den Eichen rüstet. Die Gebete der Alten sind beendet; nun noch ein Trunk aus der Quelle; auch die Augen schnell damit gewaschen, das schützt vor mancherlei Weh. Ein Krug wird noch gefüllt und mitgenommen. Sein köstliches Raß vertreibt der Kinder Gebrechen.

Auch im Amte Marienberg findet sich eine merkwürdige Quelle. Auf dem Berge nämlich, auf dem sich heute die Dorfkirche des freundlichen Westerwalddorfes erhebt, stand schon, wie Pfarrer Deyn schreibt, vor dem Jahre 1000 im Oratorium, ein Heiligenhaus, bei dem sich die Bewohner der Umgegend versammelten, wenn die Ungunst der Witterung ihnen es unmöglich machte, ihre entlegene Pfarrkirche in Herborn zu erreichen. Später trat an die Stelle des Heiligenhäuschens eine Kapelle mit einem wunderthätigen Bilde der allerheiligsten Jungfrau Maria, welches dem Berg und dem Orte den Namen gegeben hat: Mons sanctae Mariae, später Sante

Morgenberg, woraus Marienberg wurde. — Der heilige Ort Marienberg wurde früher von einer frommen Gräfin aus Sed fleißig besucht. Er hieß die fromme Wallerin, die auf der Pilgerfahrt nach Marienberg im Dorfe Etsfurt oder Illfurt regelmäßig an einem Brunnen rastete, der aus einem hohlen Baumstumpf sprudelte und der heilige „Stodbrunnen“ hieß. Ein Trunk aus der Quelle soll die Alten zur Fortsetzung ihrer Wallfahrt stets wunderbar gestärkt haben, auch alle andern, die das Wasser des Stodbrunnens tranken. Im Jahre 1850 legte man die Hand an den uralten Eichenstumpf und entfernte ihn, um die Quelle anders zu fassen. Seitdem ist sie versiegt.

Merkwürdige Steine und merkwürdige Quellen waren zu allen Zeiten lockende Anziehungspunkte für die Freunde der Natur, und sie werden es auch in alle Zukunft bleiben, wenn sich unser Volk einen gesunden Sinn bewahrt für die Wunder der Schöpfung.



Kriegsdrangsale der Gemeinde Schadeck im Jahre 1796.

Von Pfarrer Oskar Fuhs, Dortmund-Derne.

(Auf Grund von Quellen aus dem Archiv der Westerbürg).

Während des ersten Koalitionskrieges (1793—1797), den England, Preußen, Österreich, Holland und das Deutsche Reich auf verschiedenen Schauplätzen gegen die französische Republik führten, wurden auch die Lande der Grafen zu Leiningen-Westerburg auf das schwerste heimgegriffen; zwischen den Jahren 1793—1796 machten die Franzosen nicht weniger als drei Einfälle in die Grafschaft Leiningen in der Pfalz, namentlich in Grünstadt; die Franzosen wirtschafteten dabei auf das unerhörteste, ihre steten Requisitionen erforderten ungeheure Opfer und stürzten das Land in Not und Schulden. Auch die Grafschaft Westerbürg und die Herrschaft Schadeck blieben von den Kriegslasten nicht verschont; auch hier folgte eine Lieferung nach der anderen an Früchten und Vieh, eine Bedrückung und Beraubung der unglücklichen Einwohner nach der anderen; besonders groß war das Unglück, welches die Einwohner des Hiedens Schadeck bei dem Vordringen und Rückzuge der Franzosen in den Monaten Juni, Juli und September des Jahres 1796 durch unerhörte starke Lieferungen aller und jeder Art an Lebensmitteln, Holz und Futter, auch an Pferden betroffen hat.

Im Juni 1796 machten die Einwohner von Schadeck die erste nähere Bekanntschaft mit den unwillkommenen Gästen. Am 6. Juni j. Js. kam eine starke Kolonne der Neu-Franken,*) die sich auf 4000 Mann angab, nach Schadeck, lagerte sich teils in dem nächstgelegenen herrschaftlichen sogenannten Kirchhofswald und quartierte sich teils in dem Orte selbst ein. Nicht genug, daß sie den Einwohnern Lebensmittel aller Art, teils durch gute, teils durch böse Worte und Drohungen die zwölf Tage hindurch, die sie hier standen, abpreßten, zwangen sie dieselben auch noch, auf ausdrückliche Requisitionen großer Mengen Brot, Fleisch, Butter, Schlachtvieh usw. abzuliefern. Als die Neu-Franken schließlich abzogen, nahmen sie noch 5 Pferde, 1 Ochsen und 2 Karren zum Vorrat mit, ohne sie den Leuten zurückzugeben.

Am 7. Juli hatte Schadeck mit der ganzen hiesigen Gegend das abermalige große Unglück, daß die Neu-Franken kamen. Während sich indessen die Feinde das erste Mal nur einzelne Bedrückungen und Mißhandlungen schuldig machten, setzten sie diesmal alle Menschlichkeit außer acht und betrugen sich eher einer Herde wilden Viehes als Menschen ähnlich. Alles, was nur nagellos in Häusern, Kellern, Scheunen und Stallungen war, Hemden, Weißzeug, Linn, Kleidungsstücke, Eisen-, Blech- und Kupfergefäße, kurz alles, was sie nur wegschleppen konnten, nahmen sie mit und mißhandelten dabei die Menschen auf Kannibalenart. An baren Lieferungen mußten die Schadecker auch damals wieder große Mengen Nahrungsmittel, Vieh und anderes mehr abgeben.

Außerdem mußten sie den Franken ihre Häuser ganz preisgeben, in denen vieles auf die mutwilligste Art zerstört wurde; unter anderem wurden auch von drei Scheunen und vier Stallungen die Dächer fast ganz abgetragen. Zum Fahren nahmen die Franzosen noch 12 Pferde, 7 Ochsen, 4 Kühe und 6 Karren mit, wovon leider nichts zurückgegeben wurde.

Hierzu kommt noch der von den Feinden in den Feldern angerichtete Schaden, welcher von vier eigens dazu berufenen Feldgeschworenen auf 1672 fl. 52½ fr. geschätzt wurde.

Auch im herrschaftlichen Schlosse richteten die Neu-Franken bei ihrer ersten Anwesenheit am 6. Juni und bei ihrer zweiten Anwesenheit am 7. Juli sehr großen Schaden an, nicht minder an den herrschaftlichen Feldfrüchten und Wingerten (Weinbergen). Wenn auch in dem altleiningischen Schloßanteil schon lange nichts mehr zu verderben war, so wurden indessen in dem untersten Stockwerk desselben mehrere Hauptpfiler unter den Hauptdurchgängen aufs neue losgerissen und verbrannt, die das ihrige zum baldigsten Einsturz desselben beizutragen drohten. In dem neuleiningischen Schloßanteil wurde ebenfalls vieles beschädigt, u. a. wurden mehrere Wände und bis dahin unbekannt gewesene heimliche Gemächer auf- und eingeschlagen, vermutlich in der ziemlich eiteln Hoffnung, versteckte Reichthümer darin zu finden. Auch wurden mehrere eiserne Fensterrahmen und sonstige hier und da befindliche eiserne Haken von den Franken gestohlen, auch mehrere Ofen von denselben abgerissen und darin nachgeführt. Deshalb erging seitens der gräflichen Kanzlei an den Schultheißen Huth der Befehl, das Abstellen, Einreißen und sichere Aufbewahren sämtlich vorhandener Ofen zu besorgen, damit sie nicht so jedermann zum Raube daständen, zumal ohnehin nur noch eine oder zwei Stuben im höchsten Falle in dem Schlosse bewohnbar waren.

Aus der altleiningischen Kelter*) kamen damals zahlreiche Gebrauchsgegenstände abhanden. Die Bosheit der Feinde ging soweit, daß sie die Fässer hinten aus dem Schloß hinaus an den Berg wälzten und sie über die Steinfelsen hinab in die Lahn rollten, und obgleich der altleiningische Schultheiß Huth bei dem anwesenden französischen Kommandanten hiergegen Vorstellungen erhob, fruchteten diese nach dem umgekehrten Sprichwort: „Wie die Diener, so der Herr“ nichts.

Die herrschaftlichen Wingerte wurden zum „Erbarmen übel zugerichtet“, weil teils in den Weinbergen selbst, teils in der Nähe derselben ein französisches Lager stand, und die Weinreben zum Bedecken der Strohhütten, die Pfähle aber zum Verbrennen entwendet wurden. Auf altleiningischer Seite war der Schaden weniger beträchtlich, obgleich auch hier und zwar an dem Berge, der der alte Wingert hieß, 4420 Pfähle verschwanden. Um so größer war der den neuleiningischen Weinbergen zugefügte Schaden, indem im alten Wingert 810, am Dollenberg aber 9240, im ganzen also 10050 Pfähle von den Feinden gestohlen wurden. Der letztere Weinberg, der vor fünf Jahren angelegt worden war, wo die Reben wie Flachs und mit Trauben übersät standen, lag nun ganz darnieder und sah in einiger Entfernung einem Wiesenfelde ähnlich.

Ferner belief sich der von den Feinden angerichtete Fruchtsschaden der herrschaftlichen Gutspächter auf 582 fl. 80 fr., wovon auf die altleiningischen Pächter 241 fl. 50 fr., auf die neuleiningischen gar 341 fl. 30 fr. entfielen. Aber die Leiden der armen Schadecker waren damit noch nicht zu Ende. Kaum waren sie im Sommer 1796 von den Neu-Franken so hart mitgenommen, so mußten sie im Monat September j. Js. ein ungleich härteres Schicksal erdulden. Bei dem Rückzuge der französischen Armee bezog ein Teil dieser Truppen in der Nähe von Schadeck 10 Tage lang ein Lager, und durch diese und die nachher vorgebrungenen österreichischen Truppen wurde den Einwohnern von Schadeck ein solcher Schaden zugefügt, daß mehrere Jahre nicht hinreichten, dem Orte vollkommene Erholung zu verschaffen. Die Unmenschen wirtschafteten abermals auf das „gräßlichste“, aus dem Orte ließen sie sich nicht nur die zum Teil ausgedroschenen Früchte liefern, sondern durchsuchten auch die Scheunen und Häuser und nahmen mit, was ihnen darinnen anständig war; nicht minder trugen sie von der noch im Stroh gelegenen Frucht viele Garben heraus und warfen sie den Pferden zum Futter hin und verwüsteten die Früchte, welche noch

*) Damals übliche Bezeichnung für die Franzosen.

*) Der Weinbau war damals hier nicht unbedeutend.

in den Felsen standen, nicht zu gedenken, wie übel sie in den herrschaftlichen Weinbergen hausten, sehr viele Stöcke ausriffen, zertraten und eine noch größere Anzahl von Weinbergspfählen verbrannten. Im Schadecker Gemeindewald ließen die Feinde 42 Eichenstämme von verschiedener Größe fällen und zum Brückenbau bei Muntel fahren. Man berechnet den Schaden, welchen die Bewohner von Schadeck (10 Pächter von der altkleiningsischen Seite, 14 Pächter von der neuleiningsischen Seite und 25 übrige Gemeindeglieder) in jenen unheilvollen Septembertagen sowohl im Orte als im Felde an Früchten, Vieh, und Hausrat erlitten, auf 5280 Gulden. Die Bedrängnis und Not der hartgeprüften kleinen Gemeinde wurde noch gesteigert durch eine in demselben Jahre ausgebrochene lange anhaltende Viehpeste, welche in Schadeck mehr als 140 Stück Rindvieh dahintrassete. Im Hinblick auf all dieses Elend bricht der gräfliche Kanzleibeamte Rat Kramer in einem Schreiben in den Klageruf aus: „Müssen die Untertanen durch dergleichen Begebenheiten nicht zugrunde gehen? Es ist wohl kein Zweifel, wenn die Vorsehung uns nicht bald den lieben Frieden schenkt und dann der Himmel uns mit guten Jahren wieder begnadigt.“ —

Und der Friede kam im nächsten Jahre — und damit auch wieder bessere Zeiten für den hartbetroffenen Fleden. Auch die Herrschaft — die Grafen zu Leiningen-Westerburg — tat das ihrige, der großen Not zu steuern und den bedrängten Untertanen wieder aufzuhelfen. Sie erließ den gräflichen Hofgutspächtern für das Jahr 1796 die Hälfte der Pacht im Betrage von 500 Gulden und der gesamten Gemeinde das sogenannte Dienstgeld*) im Betrage von 208—212 fl. und bewilligte auch sonst, soweit es ihr in jenen schweren Zeiten möglich war, Mittel zur Wiederaufrichtung dieser „niedergebogenen“ Gemeinde.

Vorschriften für die Wiesbadener Metzger im 18. Jahrhundert.

Den mannigfachen Klagen der Einheimischen und Fremden der Stadt Wiesbaden Gehör schenkend, verordnete am 23. Dezember 1747 Fürst Karl von Nassau-Weilburg, daß die dortigen Metzgermeister sich „in Gefolg der ihnen erteilten Kunst-Artikeln nach denen Jahres-Wechseln jederzeit mit allerlei Gattung guten und tüchtigen Fleisches hinlänglich versehen und insonderheit keine Kälber, so nicht wenigstens 28 bis 30 Pfund im Gewicht halten, bei Vermeidung der Conspiration und sonstiger willkürlichen Strafe ausschachten, solchenfalls aber, was das große Vieh anbelangt, davon das Fleisch nach dem Mainzer Tax, das Kalb- und Hammelfleisch hingegen in dem Preis, wie solcher in denen benachbarten Landstädten jedesmal herkömmlich ist, verkäuflich abzugeben verstattet, wann aber das Fleisch von geringerer Güte und Beschaffenheit sein würde, solches nach dem Tax, wie selbiger jedesmal von denen geschworenen Schägern wird determinirt werden, zu verlassen gehalten, mithin diejenigen, so den also gesetzten Tax zu überschreiten sich unterfangen werden, in eine Strafe von 5 Gulden verfallen sein sollen.“

Zweitens soll auch kein Metzger bey 10 Gulden Strafe sich fernerhin gelästen lassen, jemanden, wer der auch sei, bei Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch, zur Annehmung einer Zugabe vom Kopf, Silben, Milcher, Kröpf, Leber, Lunge, Fuß und dergleichen zu nöthigen, viel weniger auch Rinds-, Kalbs- oder Hammelsblut unter die Blut-, noch Rinds-, Kalbs- und Hammels-Lebern unter die Leber-Würste, wie biß anhero zur Ungebühr befohlen, zu thun, sondern selbige ein jedes von obigen Stücken aparte und besonders an die, die es verlangen, um den tagirten Preis zu verkaufen, auch N. B. die Zugaben vom Fleisch und zwar Ochsen- zu Ochsen-Fleisch, Kalb- zu Kalb-Fleisch, Hammel- zu Hammel-Fleisch und Schweinen- zu Schweinen-Fleisch, überhaupt dergestalten nach ihrem Gewissen und denen vorkommenden Umständen gemäß einzurichten und auszutheilen sich angelegen sein lassen, damit niemand sich hiergegen zu beschweren gegründete Ursache haben möge. Gestalten dann, damit alles dieses desto

besser befolget und die Übertretung in Erfahrung gebracht werde, dem Anbringer derselben jedesmal den vierte Theil der eingehenden Strafe zugeeignet werden soll.

Drittens soll auch kein Metzger in Zukunft sich mehr unterwinden, Rinds- und Hammels-Silben, Kalbs-Kröße, wie auch Schweinen-Gedärme zu Blut-, Leber- und Brat-Würsten und dergleichen in der an dem dermaligen Schlachthaus befindlichen warmen Bache (in der Grabenstraße) um so weniger zu waschen und zu putzen, als bekanntlich in beregte Bach nicht nur viele Priveter, sondern auch aus denen Bädern allerlei garstiges Wasser lauset und dadurch denen Käufern ein nicht geringer Edel erwedet wird, sondern sothane Stücke, wie nicht weniger das Fleisch selbst, aus reinem und sauberem Brunnen- oder Bach-Wasser abzuwaschen und zu reinigen, und sich hierzu allenfalls der Bache an der Pfaffen-Mühle (Michelsberg) oder an einem andern schicklichen Orte zu bedienen bei Vermeidung von 10 Gulden Strafe.

Viertens. Sowohl von Einheimischen als fremden Bad-Gästen, ingleichen von armen Leuten und dießseitigen Oberamts-Unterthanen ist klagbar angezeigt worden, daß oft beregte hiesige Metzger sich weigerten, das Fleisch in einzelnen Pfunden zu verkaufen... und mit vieler Festigkeit prästendireten, entweder mehrere Pfund Fleisch zu nehmen, oder sich von ihnen schlechterdings abweisen zu lassen; als wird ersagten Metzgern bei 5 Reichsthaler (7½ Gulden) Strafe nachdrücklich anbefohlen, das Fleisch, es mag solches von einer Gattung sein, wie es wolle, an einheimische und ausländische Käufer auch mit Einem Pfund abzugeben.

Fünftens haben dießberührte Metzger-Meister gegen alle Vernunft und Billigkeit unter sich die Verabredung genommen, daß, da ihrer zwei, drei oder vier zusammen einen Ochsen geschlachtet, so lange der erste, der ein Vorder-viertel bekommen, von sothanem Stück noch etwas übrig hat, der zweite von seinem Stück nichts verkäuflich abgeben darf, bis der vorgedachte sein Stück völlig verkauft haben würde. Hierdurch ist erfolgt, daß derjenige Käufer, welcher gern gleich befördert sein oder ein Stück Fleisch von einem andern Viertel haben wollte, so lange, wie es dem Metzger gefallen, hat warten oder wohl gar ohne Fleisch davon gehen müssen. Als wird selbigen und einem jeden insbesondere bei 10 Rthr. (15 Gl.) Strafe fürs künftige unterjaget, und dagegen ein jeder hiesiger Metzger vielmehr hiermit allen Ernstes angewiesen, auf Verlangen der Käufer sein Viertel Fleisch sogleich anzuhauen, den Käufern, wann sie es verlangen, zur Beaugenscheinigung des in ihren Kellern oder sonstwo verwahrten Fleischvorraths den Zutritt zu gestatten, auch Bedacht dahin zu nehmen, daß nicht einzelnen Wirthen, die Badgäste tractiren, wie z. B. im Schützenhof, in der Stadt Frankfurt etc., die besten Stücker überkommen, sondern davon auch vor dahiesige Fürstliche Dienerschaft und andere einzelne Bad-Gäste etwas aufbehalten werden möge.

Sechstens wird denen sämtlichen hiesigen Metzger-Meistern auch Kraft dieses allen Ernstes angedeutet, sich künftighin gegen diejenigen Bürgers- und andere Leute, so bei ihnen das Fleisch selbst abholen oder selbiges durch ihr Gesinde abholen lassen, mehrerer Bescheidenheit als biß daher geschehen, zu gebrauchen und selbige nicht mit ungestümen Reden und unhöflichen Worten anzufahren und abzuweisen, vielweniger dabei zu fluchen und sich dem Teufel zu verheißeln, oder auch ein Geschrei und Lärmen dabei zu verführen, sondern vielmehr sowohl denen Käufern selbst als auch deren Kindern und Gesinde mit gebührender Bescheidenheit und Höflichkeit jederzeit zu begeben. Welcher Metzger aber dagegen handeln und sich dergleichen Grobheit und Ungebühr zu schulden bringen wird, soll jedesmal in eine Strafe von 3 Gulden, auch dem Befund nach in eine noch höhere Geldbuße condemnirt werden.

Siebtens... werden sämtliche hiesige Metzger-Meister nachdrücklich angewiesen, nicht nur ihre Waagen, womit sie das Fleisch auszuwiegen pflegen, reinlich und in gehörigen Stande, sondern auch in vollständiger guter Richtigkeit zu halten und mit dem daher in Wiesbaden recipirten Fleisch-Gewicht, da nemlich das Pfund 34 Loth betragen muß, ihr zu verkaufendes Fleisch jederzeit auszuwiegen, widrigenfalls aber und wofern sie ein oder der andere mit falscher Waage und unrichtigem Gewicht erfinden lassen würde, ohnfehlbarlich zu gewärtigen, daß er sofort werde als ein Falsarius mit der gewöhnlichen Strafe angesehen werden.“

Sch.

*) Von einem ganzen Gefährt waren jährlich 4 Taler, von einem halben Gefährt 2 Taler zu entrichten.